Zutiefst verunsichert

Das gestörte Verhältnis von Nähe und Distanz bringt uns aus dem Gleichgewicht. Ein Interview mit der Publizistin und Buchautorin Elisabeth von Thadden

Deutschlandfunk: *Social distance, der Begriff, der das Corona-gerechte Verhalten bezeichnen soll, ist ja eigentlich eine grandiose Fehlbesetzung, eine Unpräzision, denn auf soziale Nähe muss und soll ja gar nicht verzichtet werden, die ist wichtiger denn je, nur halt eben auf Distanz per Skype, Zoom, zwei Meter Abstand. Viel besser passen würde, wenn wir beim Anglizismus bleiben, physical distance, physische Distanz. Die körperliche Nähe außerhalb des eigenen Hausstandes, die ist tabu, das Händeschütteln, die Umarmung der guten Freundin, die flüchtige Berührung. Sozial ist nach wie vor, wer Abstand hält. Was das alles mit uns macht, darüber hat sich die Literaturwissenschaftlerin und Publizistin Elisabeth von Thadden Gedanken gemacht. Die hat sich schon lange vor Corona mit dem Verhältnis des modernen Menschen zu Nähe und Berührung beschäftigt, zuletzt in ihrem Buch „Die berührungslose Gesellschaft" von 2018.*

Frau von Thadden, das Corona-Virus zwingt uns zum Abstandhalten. Warum fällt es uns denn so schwer, auf körperlichen Kontakt, auf die körperliche Nähe zu verzichten.

Elisabeth von Thadden: Das ist eine menschliche Ursituation, um die es da geht. Das ist das Säugetierhafte an uns und ich glaube, man tritt dem Menschen nicht zu nahe, wenn man ihn bisweilen daran erinnert, dass er ein Säugetier ist und das bedeutet, dass er die physische Nähe zu anderen braucht, zu anderen Lebewesen – es kann bisweilen auch einfach ein Hund sein, klar –, aber letztlich geht es darum, dass ein anderes Lebewesen uns signalisiert, wenn wir es berühren: wir täuschen uns nicht, es gibt uns, wir können gewiss sein, dass wir nicht allein sind. Und diese Biochemie der Berührung, die ist durch nichts ersetzbar, die ist sozusagen unsere zweifelsfreie Ressource zum lebendig Sein. Alle anderen Ressourcen können auch trügen, also die anderen Sinne wie das Sehen, das Hören. Aber das Tasten, das Berühren,

ISBN: 978-3-406-72782-5, 205 S., C.H.Beck 2018, Paperback, 16,95 Euro

die körperliche Nähe eben nicht, die geben uns Gewissheit. Dass das ein menschliches Urmotiv ist, das ist überall nachzulesen, ob es um die heilenden Hände von Jesus von Nazareth in der biblischen Geschichte geht oder ob es um die Amme des Odysseus geht, die blind ist, aber den Heimkehrer trotzdem erkennt, weil dieser eine Narbe berührt. Die Geschichten sind zahllos. Sie belegen, dass die Berührung eine Erkenntnisquelle allererster Güte ist.

Deutschlandfunk: *Ich habe das ja am Anfang der Corona-Krise auch selber gespürt und auch total schwierig gefunden, bei Treffen oder auch bei Interview aufs Händeschütteln zu verzichten. Warum ist dieser erste Kontakt, dieser Berührungskontakt so wichtig, um auch den weiteren Kontakt herzustellen?*

Elisabeth von Thadden: Da geht es uns, glaube ich, allen ähnlich, dass man plötzlich geradezu erschrickt darüber, wie man daran gewöhnt ist, über Berührungsformen Kontakt aufzunehmen und der Handschlag gehört sicherlich in ganz besonderer Weise dazu. Es gab ja sogar diese lustigen konservativen Definitionsversuche, die gesagt haben, das gehöre zur deutschen Leitkultur, sich die Hand zu geben. Darin ist natürlich aber auch mitgesagt, dass es eine kulturelle Geschichte ist. Also nicht in allen Kulturen ist es eine der Üblichkeiten, einander Respekt zu bezeugen. Aber ich glaube, dass man schon sagen kann, dass in unseren westlichen Gesellschaften der Handschlag dies einlöst, wo man ja mit der Innenfläche der eigenen Hand die Innenfläche der Hand eines anderen berührt. Das sind zwei extrem verletzbare Flächen. Dass man damit einen Vertrauens- und Respektbeweis und damit aber auch eben die Herstellung einer sozialen Beziehung unter Gleichen si-

gnalisieren kann. Das ist, glaube ich, nicht von der Hand zu weisen. Schon wieder so eine dieser Redeweisen, wo die Hand drin vorkommt. Man kann gespannt sein, wie lange wir auf diese Art der Respektsbezeugung verzichten können.

Deutschlandfunk: *Sie haben sich ja in Ihrem Buch „Die berührungslose Gesellschaft" mit genau diesem Phänomen schon vor Corona beschäftigt. Ist die Distanz nicht doch auch etwas, was der freiheitsliebende Mensch, der modernen Mensch, befürwortet?*

Elisabeth von Thadden: Ja, und zwar ganz ausdrücklich. Deswegen möchte ich selber auch immer betonen, wie sehr wir beides brauchen, die Distanz und die Nähe. Ich würde gar nicht finden, dass das eine durch das andere ersetzbar ist oder gar gegeneinander ausgespielt werden kann. Die Distanz bedeutet für uns zunächst mal, dass wir als Individuen unsere Eigenart spüren können, dass wir spüren können: wir werden eben nicht von anderen niedergewalzt. Berührung ist ja auch immer eine Frage der Macht und der – ja – der Zwangsgemeinschaften gewesen, dass man unfreiwillig mit anderen das Zimmer teilen musste, das Bett teilen musste usw. Da hat die Moderne für Freiheiten und für Abstand gesorgt. Dieses wunderbare große Wort von der Lyrikerin Ingeborg Bachmann „Abstand oder ich morde" weist darauf hin, dass man eine Grundberührungsangst kennt als Mensch, die davon handelt, dass man nicht von anderen verletzt werden will und dass die ihre Macht nicht missbrauchen dürfen. Die Distanz ist sicherlich eine der ganz großen Errungenschaften und umgekehrt würde ich sagen, dass die andere große Errungenschaft die freiwillige Nahbarkeit ist, nämlich dass man sagen kann: Ich möchte anderen nah sein. Und das ist eben genau das, was in Corona-Zeiten auf so erschreckende Weise plötzlich wegfällt. Wir können nicht mehr sagen: „Ich möchte anderen nah sein", ohne dass wir damit zur Gefahr werden.

Foto: Carsten Möller, wikipedia

„Die Distanz ist sicherlich eine der ganz großen Errungenschaften und umgekehrt würde ich sagen, dass die andere große Errungenschaft die freiwillige Nahbarkeit ist..."

Deutschlandfunk: *Das heißt, das Verhältnis von Nähe und Distanz ist in der Corona-Zeit aus dem Gleichgewicht geraten?*

Elisabeth von Thadden: Ja, das ist es und ich finde, darin liegt die eigentliche Herausforderung, wenn man nicht sagen will: Gefahr. Ich glaube, es ist auch eine Gefahr, weil diese freiwillige Nahbarkeit sicherlich zu den Grundzutaten der Moderne gehört, dass wir einander nah sein dürfen, aber nicht müssen, dass wir Abstand zueinander halten dürfen, aber es nicht müssen. Dass wir also in einem Wechselspiel sind, aus dem unsere individuelle und gesellschaftliche Erfahrung eigentlich konstituiert ist, zwischen Geselligkeit und Rückzug. Wenn da die Übergänge blockiert sind, wie das gegenwärtig faktisch der Fall ist, dann ist das zunächst tief unheimlich, weil ich glaube, dass es uns als moderne Wesen, die wir geworden sind und die wir werden wollten, absolut verunsichert. Darum haben die Menschen lange genug gekämpft, dass uns das wirklich infrage stellt. Ich selber empfinde das als zutiefst unheimlich, dass diese Balance, dieses „Komm mir nicht zu nah" und gleichzeitig „berühr mich", dass diese Balance plötzlich fragil ist, um nicht zu sagen hinfällig.

Deutschlandfunk: *Wer kommt besonders schlecht mit dieser Situation klar?*

Elisabeth von Thadden: Also, ich riskiere jetzt, dass ich das, was viele schon gesagt haben, wiederhole, aber ich glaube, es muss immer wiederholt werden: Die Alten sind in ihrer besonderen Verletzbarkeit diejenigen, auf deren Schultern wir die Krise austragen. Das ist, finde ich, eine wirkliche zivilisatorische Zäsur, dass wir sagen: Wir spalten die Alten ab, die isolieren wir solange in ihren Unberührbarkeiten, bis die Krise vorbei ist. An dieser Stelle, glaube ich, werden wir uns noch bitterlich fragen, wie das eigentlich möglich gewesen ist, dass wir eine so riesige Gruppe unserer Gesellschaft unberührbar gemacht haben. Die Kinder ganz zweifellos sind die zweite riesige Gruppe, die keine starke Stimme in der Öffentlichkeit hat und deren Lebendigkeit durch körperliche Nähe konstituiert ist. Es gibt keine Kindergruppe, die nicht so spielt, dass die Kinder miteinander in dichtester Nähe sind. Diese Lebendigkeitserfahrungen, also die Lebendigkeit der verletzlichen Kreatur, wird ganz gewiss besonders von Alten und Kindern repräsentiert und dazwischen sind halt die Altersgruppen derer, die sich irgendwie am Arbeitsmarkt flexibel durchwinden. Aber die winden sich schon irgendwie durch.

Deutschlandfunk: *Unberührbarkeit haben Sie gesagt, ein schlimmes Wort.*

Elisabeth von Thadden: Also, eine Errungenschaft und ein schlimmes Wort, beides. Es ist ein schönes und ein schlimmes Wort. Die Unantastbarkeit der Würde ist nicht umsonst eine der ganz wunderbaren Metaphoriken der Gesellschaft, die als Reaktion auf den Nationalsozialismus zu verstehen ist. Aber wenn man denn gar nicht mehr angetastet wird, dann ist der Zustand eines eingefrorenen Fremdseins in sich selbst gefährlich nah. Insofern ist die Unantastbarkeit oder die Unberührbarkeit eine – ja – eine große Kulturleistung und gleichzeitig liegt in ihr der Kern, dass die Lebendigkeit nicht mehr zu spüren ist, die in jeder freiwilligen Nahbarkeit liegt. Ich wünschte, wir würden diesen Balanceakt hinkriegen.

Deutschlandfunk: *Sagt die Publizistin Elisabeth von Thadden. Mit ihr sprach ich über den Verzicht auf Nähe und Berührungen in der Corona-Zeit.*

Das Interview führte MANFRED GÖTZKE, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Deutschlandfunks, gesendet am 31.5.2020, Transskript: hlz

Corona

Aus der Hand frisst der Herbst mir sein Blatt: wir sind Freunde.
Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehn:
die Zeit kehrt zurück in die Schale.

Im Spiegel ist Sonntag,
im Traum wird geschlafen,
der Mund redet wahr.

Mein Aug steigt hinab zum Geschlecht der Geliebten:
wir sehen uns an,
wir sagen uns Dunkles,
wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis,
wir schlafen wie Wein in den Muscheln,
wie das Meer im Blutstrahl des Mondes.

Wir stehen umschlungen im Fenster, sie sehen uns zu von der Straße:
es ist Zeit, dass man weiß!
Es ist Zeit, dass der Stein sich zu blühen bequemt,
dass der Unrast ein Herz schlägt.
Es ist Zeit, dass es Zeit wird.
Es ist Zeit.

Paul Celan, aus: Mohn und Gedächtnis (1952)

Corona – Krone, Diadem, Kranz an diese Bedeutung des lateinischen Wortes hat Paul Celan wohl gedacht, als er seinem Gedicht diese Überschrift gab